

Literatur des Auslandes.

N^o 129.

Berlin, Montag den 28. Oktober

1833.

Morgenländisches.

Alt-Arabische Literatur.

Antar.

Die entfernteren Zeiten, in welchen die Geschichte der Araber von undurchdringlicher Finsterniß umhüllt ist, sind von dem Zeitalter des aufstretenden Islam durch ein Jahrhundert getrennt, das zwischen Mythos und Geschichte gewissermaßen den Uebergang bildet, und in welchem die berühmten Dichter lebten, deren Werke, Moallakat genannt, noch jetzt zu den schönsten Ueberbleibseln der Alt-Arabischen Literatur gezählt werden. Antar oder Antara ben Scheddad, der nicht lange vor Muhamed blühte, ist der Held jener Uebergangs-Epoche. Dichter und Krieger zugleich, hat er seine Thaten und sein Leben selbst besungen; mehrere seiner Werke haben sich noch erhalten, und in der großen Liedersammlung Kitab el Agani finden sich verschiedene Dichtungen Antars, von denen die bekannteste seine Moallakat ist. Aber auch Mehreres, das der Verfasser des Romans Antar seinen Helden in den Mund legt, und das einen alterthümlichen Stil beurkundet, ist wahrscheinlich dem von Hadji Kalfa citirten Diwan Antara entnommen. Muhamed soll gesagt haben: der einzige Beduine, den er hätte kennen mögen, sey Antara.

Der geschichtliche Roman Sirat Antar, (Antar's Begebenheiten) in Prosa mit Versen untermischt, ist im Morgenlande, insbesondere in Syrien, so berühmt als die Tausend und eine Nacht, übertrifft diese aber an Wichtigkeit, da er eine getreue Schilderung von den Sitten und der Lebensweise der Araber der Wüste liefert. Homerische Darstellung von ihren Kriegen und den Thaten ihrer Helden, in einem angenehmen, abwechselnden, oft erhabenen Stile, mit einer kräftigen kunstreichen Zeichnung der Charaktere, macht dieses Werk fast zu der Ilias der Araber. Der Verfasser, einer Handschrift zufolge, Said Jussuf ben Ismail genannt, schöpft größtentheils aus älteren Autoren, die in der Einleitung genannt werden, als Abdulkatib ibn Iam, Alkabin Alefani u. A., vornehmlich aus den Schriften des El Asmai, eines Zeitgenossen des Kalifen Harun Alraschid; aber er wußte den Stoff so auszuschnürcn und mit eigenen Episoden dermaßen zu bereichern, daß die Dichtung unter seiner Feder eine ganz neue Schöpfung wurde. Das Werk besteht gegenwärtig aus mehr als 30 Oktavbänden; die schwächeren Partien darin scheinen einer späteren Hand zu gehören. Die Zeit, in welcher dieser Roman verfaßt worden, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit angeben. Hadji Kalfa, der gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts in Konstantinopel schrieb, erwähnt dessen in seinem Verzeichnisse nicht. Man darf hieraus nur so viel folgern, daß jener Roman kein Werk des hohen Alterthums sey, keinesweges aber, daß er zur Zeit des Türkischen Literators noch nicht vorhanden gewesen. Bei den Muffelmännern, wo wenig gelesen und nichts gedruckt wird, bringt ein Buch langsam von einem Lande nach einem anderen. Es mochte eines Jahrhunderts bedürft haben, bevor ein so bändereiches Gedicht, das in Irak oder Hedschas seinen Ursprung hat, in der Europäischen Türkei Publizität erlangen konnte. Derselbe Hadji Kalfa scheint selbst von der Tausend und einen Nacht keine oder doch nur eine mangelhafte Kenntniß gehabt zu haben; denn es ist sehr zu bezweifeln, ob er sie unter der dem Maffudi entlehnten Benennung der tausend Nächte bezeichnet habe, und doch zählt diese Märchensammlung schon ein Alter von 400 Jahren. Auch unter den Lebensbeschreibungen berühmter Männer des Ebn Kallitan vermißt man den Verfasser der Abenteuer Antar's, denn seinem Freunde Abulwahajzen Jussuf ben Ismail aus Aleppo (gestorben im Jahre 1237) legt er nur einige Gedichte bei. Diese Frage ist also nur vermuthungsweise zu lösen. Man hat dieses Werk bald für eine Nachbildung, bald für das Muster der mittelalterlichen Ritterromane gehalten; es scheint jedoch, daß dasselbe eine eigentümliche von jenen Gattungen ganz unabhängige Dichtung sey. Der Geist, von welchem die Hauptpersonen und namentlich Antar beseelt sind, seine begeisterte Tapferkeit, seine beharrliche Liebe zu Abla und die Ergebung, mit welcher er sich den harten Bedingungen des Vaters seiner Geliebten unterwirft, finden sich sämmtlich in der Moallakat wieder. Die Sitten und die Handlungen der verschiedenen Personen entsprechen vollkommen dem Bilde, das wir uns von den Gewohnheiten und der Lebensweise eines kriegerischen Hirtenvolkes machen können. Dennoch trifft man Einzelheiten, die uns abendländischer Art scheinen, vermuthlich aus Mangel einer hinreichenden Bekanntheit mit den Sitten Arabiens, oder sie sind eine Wirkung der durch die Kreuzzüge zwischen Asien und Europa vermittelten Verbindung. Eine auf-

merksamere Prüfung des Stils verwandelt die Hypothese, daß der Autor nach der Epoche der Kreuzzüge geschrieben habe, fast in Gewißheit. Denn abgerechnet einige Formen der gemeinen Sprechart, welche von Abschreibern, die für den Gebrauch öffentlicher Märchen-Erzähler schrieben, eingetragen wurden, um hier und da den ununterrichteten Zuhörern das Verständniß zu erleichtern, ist der Stil zwar elegant und gelehrt abgerundet, aber nicht klassisch nach dem Muster der unter den Kalifen blühenden Schriftsteller; er erscheint mehr modern und gleicht den besseren Werken aus der Periode des Verfalls der Arabischen Literatur, wie z. B. der Geschichte Timurs von Ebn Arabscha (gest. 1450), so daß man nicht sehr feilt, wenn man dem Roman des Antar ein vierhundertjähriges Alter zuschreibt. Die Exemplare sind in Aegypten selten, häufiger in Syrien. Die in den Europäischen Bibliotheken befindlichen Handschriften oder diejenigen, aus denen die Abschriften für den Baron Talinski und den Französischen Dolmetscher Cardin in Konstantinopel genommen wurden, stammen fast alle aus Aleppo, Damaskus oder benachbarten Orten. Indessen ist Syrien wahrscheinlich nicht das Vaterland dieses Buches. Eine durch das Zeugniß einiger Manuskripte bestätigte Volksage unterscheidet zwei etwas abweichende Ausgaben, die von Irak und die von Hedschas; letztere gilt für besser. Vermuthlich stammt daher der Roman aus einem dieser Länder. Der erste, welcher die Aufmerksamkeit der Orientalisten auf dieses große Werk lenkte, ist Will. Jones; er zählt dasselbe zu den vollkommensten Dichtungen, obwohl er nur einen einzigen Band in Besitz hatte. Mit gleicher Achtung spricht Herr v. Hammer von demselben. Von Jones und Rosegarten (in der Arabischen Erestomathie) sind Proben des Werks in der Originalsprache herausgegeben worden; Terrie Hamilton gab eine Englische Uebersetzung des ersten Drittels, der Anfang derselben erschien auch Französisch (Paris 1819), und einige Auszüge las man in der Revue française von 1830. Das Exemplar des Herrn Cardin in zehn Foliobänden befindet sich gegenwärtig auf der Königlichen Bibliothek zu Paris. Antar erscheint in diesem Buche als von der Vorsehung gesandt, um den wilden Stolz der Arabischen Krieger zu demüthigen und Muhamed die Wege zu ebnen. Er ist der Sohn eines schwarzen Sklaven, schwingt sich aber durch die dem Stamme der Benu-Abd geleisteten Dienste, durch Tapferkeit und Dichtergenie von einem gemeinen Hirten zu einem Edelmann empor, und trotz der Hindernisse, die der Neid ihm vielfach bereitet, heirathet er seine Geliebte, Abla, ein junges Mädchen von vornehmer Geburt.

Wir geben hier eine Uebersetzung oder vielmehr eine Nachahmung des Stils und Inhalts jenes Romans in einem Stücke, betitelt:

Antar's Tod.

Wezar, Sohn Dschabers (welchem Antar bei dem dritten Versuch auf sein Leben die Augen hatte ausstechen lassen), brütete insgeheim auf Rache. Obgleich seine Augen des Lichts beraubt waren, hatte er die Gewandtheit, Pfeile abzuschießen, nicht verloren. Sein Ohr, geübt durch vieljährige Gewöhnung, der Spur der wilden Thiere auf das Geräusch ihrer Tritte zu folgen, reichte hin, seine Hand zu lenken, und ihr Schuß verfehlte nie das Ziel. Stets aufmerksam, hörte sein Haß begierig die Nachrichten, welche der Ruf ihm von seinem Feinde zuführte. Antar, vernimmt er, sey nach einer gefahr-vollen fernen Unternehmung ruhmbedeckt zurückgekommen mit gewaltiger Beute und Schätzen, reich wie die des Kosroes, beladen. Bei dieser Erzählung weint Wezar vor Neid und Wuth. Er ruft seinen treuen Sklaven Nedjim. „Allzulang“, spricht er, „hat das Glück den geschützt, dessen Erfolge mich zur Verzweiflung bringen. Seit jenem Tage, an welchem ein glühendes Eisen meinen Augen das Licht geraubt, sind zehn Jahre verstrichen, und ich bin noch nicht gerächt! Aber endlich ist die Zeit gekommen, wo ich meine Schmach abwachen und in seinem Blute das Feuer löschen will, das an meinem Herzen zehrt. Antar lagert am Ufer des Eufrath; dort will ich ihn aufsuchen. Ich werde in den Gesträuchen, im Schilf versteckt bleiben, bis der Himmel sein Leben meinen Händen austiefert.“ Er befehlt dem Sklaven, sein Kameel herbeizuführen, das an Schnelligkeit dem behenden Strauße gleicht. Er bewaffnet sich mit seinem Bogen und dem Köcher voll vergifteter Pfeile. Nedjim läßt das Kameel niederknien, hilft dem Herrn aufsteigen und ergreift die Zügel des gelehrigen Thieres, seinen Schritt zu lenken. Als sie tief in der weiten Ebene der Wüste waren, ließ Wezar seinem Nachbedürft folgende Worte: „Meine verflümmelten Augenlieder können sich nicht mehr zu süßem Schlafe schließen; mich umfängt eine ewige Nacht. Drei-

mal besetzt, wälzte ich mich im Staube, und wie einen Feind hat mein Stamm mich ausgestoßen. Wehe Dir, Scheddad's Sohn, Du Ursache meiner Qual, meiner Schande! Der Reid hat meinen Haß verzehret und meinen Leib ausgemergelt. Ha, siehst Du endlich unter meine vom Glücke begünstigten Streiche!" Nach mehreren mühseligen Tagereisen erreichen sie das Ende der Wüste und betreten das vom Euphrat bewässerte fruchtbare Land, das mit Bäumen und grünen Wiesen geschmückt ist. Sie gelangen an das Ufer des Stromes. Nedjim wirft die Blicke auf das jenseitige Ufer und sieht reich verzierte Zelte, zahlreiche Herden, Kameele, die auf der Ebene laufen, Lanzen in den Boden gesteckt und angeschirrte Pferde, die vor der Wohnung ihres Herrn angebunden stehen. Er hört die Lieder junger Mädchen und den Klang der Musik. Ein schöneres Zelt, höher als die übrigen, war unfern vom Ufer aufgeschlagen; vor dem Eingange erhebt sich eine lange eiserne Lanze, neben welcher ein Pferd sich befindet, schwärzer als Ebenholz. Nedjim erkennt Antar's edlen Kenner und seine schreckliche Lanze, er läßt das Kameel, das seinen Herrn trägt, halten und stellt sich mit ihm hinter die sie den Blicken entziehenden Gebüsch. Als die Nacht die schwarzen Schatten auf der Erde ausgebreitet hatte, sagt Wezar zu seinem Sklaven: Verlassen wir diesen Ort; die Stimmen, die an mein Ohr schlagen, scheinen fern. Bringe mich an den Fluß. Das Herz sagt mir, daß ein ausgezeichneter Schuß auf immer meinen Namen berühmt machen wird. Nedjim führt ihn mit der Hand, setzt ihn auf das Ufer hin, gerade Antar's Zelt gegenüber, und überreicht ihm Bogen und Köcher. Wezar sucht den schärftsten unter seinen Pfeilen aus, legt ihn auf den Bogen, und aufmerksamem Ohr erwartet er den Augenblick der Rache.

In tiefer Sicherheit überließ Antar sich dem Vergnügen, nach langer Abwesenheit seine geliebte Abta wiederzusehen. Obgleich von dem Stamme der Beni-Abd getrennt und mit den Seinigen allein auf fremdem Boden, glaubte er, keinen Feind fürchten zu dürfen, denn der Schrecken seines Namens, eingedrungen in das Gemüth der Araber, war ein Wall, der seine Zelte gegen die Angriffe der Wüstenbewohner schützte. Stolz auf ihren Gatten, den Helden von Arabien, hatte Abta für ihn doppelte Zärtlichkeit; auch Antars Liebe zu ihr schien von der Zeit nur zweiseitige Kräfte erhalten zu haben. In den Armen dieser geliebten Gefährtin vergaß er Arbeiten und Gefahr, als das traurige Geheul der Hunde, die das Lager getreulich bewachten, auf ein anhaltendes Gebell folgend, eine ungewohnte Unruhe in seiner Seele weckte. Er steht besorgt auf und geht aus dem Zelte. Der Himmel war düster und wolkenbedeckt. Eine Zeit lang rennt Antar im Dunkel umher; er hört neues Gebell, das ihm von den Ufern des Stromes herüberzukommen scheint. Vom Schicksal getrieben, nähert er sich dem Strande des Gewässers, und die Gegenwart eines Fremden argwöhnend, ruft er seinen Bruder Dscherir, um ihn zur Untersuchung des jenseitigen Ufers abzuschießen. Kaum aber hat er seine mächtige Stimme erhoben, von der Berg und Thal wiederhallen, als ein Pfeil ihn an der rechten Seite trifft und ihm in die Eingeweide dringt. Keine Klage, kein seines Muthes unwürdiger Seufzer verräth seinen Schmerz. Das Eisen aus der Wunde ziehend, ruft er: „Du, dessen treulose Hand von dem Laute meiner Stimme geführt ward, um in dem Schatten der Nacht mich zu treffen, warum kenne ich Dich nicht, um Dich bis in die Tiefen der Wüste zu verfolgen und Dich den wilden Thieren zum Fraß hinzuworfen? Verräther, der Du es nicht gewagt hast, mich am hellen Tage anzugreifen, Du wirst meiner Rache nicht entkommen, wirst die Frucht Deiner Unthat nicht genießen.“ Wezar wird, als er diese Worte hört, eine Beute der Furcht. Er glaubt, der Pfeil habe seiner Rache schlecht gedient, und der Gedanke an Antars Zorn, das Bild der ihm bevorstehenden Qualen, füllen seine Seele mit Entsetzen, die Kräfte verlassen ihn, er sinkt leblos hin. Nedjim der Sklave, da er seinen Herrn kalt und ohne Empfindung liegen sieht, besetzt das Kameel und entleert dieser Gegend. Unterdessen war Dscherir auf den Ruf seines Bruders herzugeeilt. Antar sagt ihm, daß er durch einen, vom jenseitigen Stromesufer durch unbekannte Hand gesandten, Pfeil verwundet worden; er befiehlt ihm, den mörderischen Verräther zu verfolgen, und lebrt wandelnd nach seinem Zelte zurück. Dscherir wirft seine Kleider von sich und stürzt in die Wellen, bald kommt er an der entgegengesetzten Seite an, sucht in der Dunkelheit und findet im Sande einen leblosen Körper und neben demselben einen Bogen und einen Köcher. Ungewiß, ob dieser starre Körper wieder ins Leben zurückgerufen werden kann, aber in der Hoffnung, aus dem Anblick seines Gesichts einige Auskunft zu erhalten, läßt er die Leiche auf seine Schultern und trägt sie in des Bruders Zelt. Auf dem Schmerzenslager ausgestreckt war Antar, umgeben von tröstlichen Freunden, eine Beute grausamer Leiden. Die zärtliche Abta legte einen Verband auf die Wunde, die sie mit ihren Thränen benetzte. In diesem Augenblicke tritt Dscherir ein und legt zu den Füßen des Bruders den Körper Wezars nebst dessen Bogen und Pfeilen nieder. Kaum hat Antar seine Blicke auf dieses verstümmelte Gesicht geworfen, auf dem noch die Wildheit ausgedrückt war, als er den unverföhllichen Feind erkennt, der so oft seinen Untergang geschworen hatte. Er zweifelt nicht, daß der tödliche Schuß von seiner Hand geschossen und daß der verwundete Pfeil vergiftet sey. Jetzt ziehet die süße Hoffnung aus seinem Herzen, und das Bild des Todes tritt allein vor seine Augen. Er betrachtet es ergeben, und in tiefes Nachdenken versenkt, beobachtet er eine Weile Stillschweigen. Die Gesichte, in denen er Wezar besetzt hat, ohne seinen eisernen Sinn beugen zu können, die beharrliche Nachsicht dieses Verräthers, endlich die himmlische Gerechtigkeit, die nicht zugegeben, daß er sein Verbrechen überlebe, malen sich in seinem Geiste. Bald aber ruft er, aus der Träumerei erwachend: „Das Unglück meines Feindes hat mein Herz befriedigt; sein Tod tröstet mich über mein

nahes Ende, dessen Zeuge er nicht seyn wird. Ja, man muß dem Schicksal danken, wenn man seinen Feind einen Tag oder auch einen Augenblick überlebt.“ Hierauf wandte er sich zu Wezars Leichnam und sprach: „Glender, Du hast das Vergnügen der Rache nicht genossen, und ich habe Dein Ende überlebt. Aber ihr werdet meines traurigen Geschicks euch erfreuen, ihr auf meinen Ruhm neidischen Krieger, ihr niedergestürzten Nebenbuhler, deren von Reid zerfressenes Gemüth die Schmach der Niederlage nicht vergessen kann. Triumphiret denn heute, da solches der unveränderliche Wille des unsterblichen Wesens ist, dessen Gebote die Menschen weder voraussehen noch umgehen können.“ „Sohn meines Oheims“, sagte Abta zu ihm, „warum auf die Hoffnung verzichten? warum Deinen Muth niederbeugen lassen? Kann eine leichte Pfeilwunde Dich beunruhigen, der Du, die Stöße der Säbel und Lanzen verachtend, ohne Klage so viele breite und tiefe Wunden ertragen hast, deren Narben Deinen Leib bedecken?“ „Abta“, erwiderte Antar, „mein Leben nabet seinem Ende; der Pfeil, der mich getroffen hat, ist vergiftet. Erlenne in dieser Leiche die Tüge Wezars und höre auf, mit eitler Hoffnung Dir zu schmeicheln.“ Bei diesen Worten läßt Abta die Luft von ihren Klagen tönen wiederhallen; sie zerreißen ihre Kleider, raufst sich das lange Haar aus und bedeckt das Haupt mit Staub. Die Frauen, die um sie sind, ahmen ihren Schmerz nach, und bald antwortet das ganze Lager ihrem Klagegeschrei; der Stille der Nacht folgt Lärm und verzweiflungsvoller Jammer. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Acht Tage auf Reisen.

III. Brüssel und seine Nachdrucker.

(Schluß.)

Ich habe hier eine große Plage geschildert, ohne daß ich ein Hülfsmittel dagegen aufzufinden und anzugeben wüßte. Und fällt es Dir denn gar nicht ein, müßiger Belgier, daß das Buch, welches Du dem Autor und seinem rechtmäßigen Verleger nachdruckst, das Eigenthum, welches Du ihm zu Deinem Vortheil vernichtest, eines der flüchtigsten Besizthümer der Welt ist? Was giebt es Heiligeres, als den Gedanken eines Menschen! Aber ach, in Frankreich gehört zehn Jahre nach dem Tode dieses Menschen sein Gedanke bereits der ganzen Welt an. Sein Buch ist dann auch nicht mehr in Frankreich das Eigenthum seiner Erben. Die Nachkommen Corneille's würden heutzutage 50,000 Livres-Renten haben, wenn Corneille eben so reich an Ländereien als an Genie gewesen wäre. Lafontaine verzehrte sein Vermögen nebst seinen Einkünften, um in Ruhe seine Fabeln dichten zu können; weit besser würde es aber für seine Erben gewesen seyn, wenn er ihnen sein Vermögen unverzehrt hinterlassen hätte, statt ihnen seine Fabeln zu hinterlassen, die allerdings 30,000 Fr. Renten werth seyn würden, wenn es ausgemacht wäre, daß die Fabel von der Eiche und dem Schilfrohr ein eben so gutes Eigenthum sey, als ein halber Morgen Landes in der Ebene der Sablons. Man sieht also, daß, wenn es ein in Ehren zu haltendes Eigenthum giebt, es dies ist, welches das Gesetz nur für eine gewisse Zeit schützt. Dies ist das Eigenthum, welches der Wittve und den Kindern des Dichters früher oder später entrisen werden muß! Ihr wollt den Dichter berauben, meine Herren! Mit Gunst, meine Herren, wartet doch wenigstens, bis er todt ist, wartet doch, bis das Gesetz euch den Raub in die Hände liefert!

Und wenn noch Belgien Nachdrücke von unseren Büchern veranstaltete, bloß um sich selbst ihrer zu bedienen! Man könnte es nicht unbillig finden, wenn es nicht 7½ Fr. für einen Romanband geben wollte und sich daher wohlfeileren Kaufs damit versorgte. Ja, ich finde es sogar begreiflich, daß es, ohne Honorare gezahlt zu haben, unsere Vaudevilles und komischen Opern in seinen Schauspielhäusern spielt, weil es sich daran amüßert. Jeder Nachdruck scheint mir überhaupt erlaubt, sobald er nicht aus den Gränzen des Landes, welches nachdruckt, herausgeführt werden darf. Aber das Scandalöse für Brüssel und das Unglück für uns ist, daß Brüssel und deshalb unsere Bücher nachfabrizirt, um sie an das Ausland an unserer Statt zu verkaufen, um Deutschland, England und Rußland mit unseren neuen Werken zu überschwemmen. Darin beruht das Uebel, die Wunde, darin beruht die Ungerechtigkeit! Und selbst wenn man das Interesse des Schriftstellers außer Acht läßt, bleibt das Belagenswerthe, daß dadurch der Verkehr des Französischen Buchhandels sogar innerhalb der engen Gränzen unserer sechsundachtzig Departements ersickt wird.

Wenn ich vom Erslicken des Französischen Buchhandels rede, so habe ich gewiß Recht. Zu gleicher Zeit muß ich aber auch, während ich über die literarischen Räubereien Belgiens den Stab gebrochen, die Sparsamkeit unserer Mitbürger anklagen, und hier komme ich auf einen der wesentlichsten Gründe, der uns die Konkurrenz Belgiens eigentlich erst fürchtbar macht. In England z. B. giebt es keinen gebildeten Mann, der nicht gewissermaßen eifersüchtig darauf wäre, Besizer von Büchern zu seyn. Es gilt für eine Schande in England, sich ein Buch zu borgen; man kauft sich das Buch, das man lesen will, und wenn man es gelesen, verleiht man es nicht, sondern weist ihm einen Platz in seiner Bibliothek an. Auf diese Weise ist dort der Verbrauch neuer Bücher um zehn Mal bedeutender, als bei uns. Einen großen literarischen Erfolg haben, heißt bei uns schon, glaube ich, wenn man einen Vertrieb von 3000 Exemplaren macht; bei unseren Nachbarn sind aber 30,000 Exemplare des „Glaour“ in acht Tagen verkauft worden. Es giebt dort keinen nur einigermaßen bekannten Autor, der nicht zugleich in einer Quart-Ausgabe für die Edelkloster und großen Häuser, die für ihr Exem-

plar bezahlen, was man haben will, gedruckt würde, und dann in Duodez oder Octav zum Gebrauch aller Welt; und diese zweite Ausgabe ist immer schön, äußerst sorgfältig und sauber, auf prächtvollem Papier und mit zierlichen Bignetten geschmückt. Selbst die Dichter zweiter Klasse, die nur dem flüchtigen Ergößen der Einbildungskraft gewidmet sind, erscheinen luxuriös gedruckt, und das Buch verläßt nicht anders als sauber kartonnirt die Lagerstätte des Verlegers. In England ist es Vergnügen und Pflicht zugleich geworden, ein Buch zu kaufen.

Bei uns in Frankreich herrscht gerade das Widerspiel von dem Allem. Der Franzose, der für seine anderen Vergnügungen so verschwenderisch ist, kennt das Vergnügen nicht, das darin liegt, ein Buch zu kaufen. Bei uns kommt ein Buch zur Welt. Es ist gewöhnlich ziemlich schlecht gedruckt, das Papier ist ordinair, und höchstens steht man einige dürftige Holzschnitt-Bignetten als Zierde. Das Buch macht Glück, und das ist gut, es wird gelobt, und man bekümmert Lust, es zu lesen; man liebt es, spricht davon, tadelt, vertheidigt es, aber das sind Alles Leute, die es nie kaufen werden. — Haben Sie das neue Buch gelesen, Herr Graf? — Noch nicht, ich habe aber in meine Leihbibliothek danach geschickt. — Haben Sie das neue Buch gelesen, Frau Herzogin? — Ich werde es morgen aus meiner Leihbibliothek erhalten. — Haben Sie das neue Buch gelesen, Herr General? — Mein Bibliothekar hat mir nur den zweiten Band schicken können. — Und so hört man immer und immer nur von der Leihbibliothek reden. Die reichsten geistvollsten Leute, selbst die Banquiers unter den Reichen, denken nicht daran, wie bei weitem besser und schneller sie bedient seyn würden, wenn sie das Buch, nach dem gefragt wird, kaufen.

Da sehe man, wie weit wir gekommen sind. Der Leihbibliothekar seinerseits, dieser arme Teufel, der seinen reichen Abonnenten ungemein billig bedient, muß, da er bei dem Ankauf seiner Bücher gar keine Vergünstigung hat und doch verpflichtet ist, Alles, was erscheint, anzuschaffen, bald zu Grunde gehen, ein Schlachtopfer seines Vertrauens auf seine reichen und geizigen Leser. Welche Schmach, wenn man es sich mit kaltem Blute überlegt. Meine Damen, Sie sind von der zartesten und wohlgezogensten Art, Sie tragen Korsets und Abends Handschuhe und würden hoch erröthen, wenn Sie ihre Hand, selbst die behandschuhete, Ihrem Kammermädchen oder Ihrem Stubenlehrer reichen sollten, und doch, meine Damen, wenn Sie in Ihre Leihbibliothek nach einem Buch schicken, was Ihnen Sie anders, als sich mit Ihrem Stubenlehrer, mit Ihrer Kammerjungfer, welche dieses Buch vor Ihnen gelesen haben, in die direkteste Verbindung zu setzen. Madame ist zu Hause, bezaubernd auf ihre Ottomane hingestreckt; Madame ruht einem glänzenden Spiegel gegenüber; ihr Blick gleitet nachlässig von ihrem Porzellan auf ihre Delgemälde, von ihren Delgemälden auf ihre Möbel, von ihren Möbeln auf ihre Perlen, Madame ennuie sich. Madame klingelt. — Gieb mir den zweiten Theil von Bon garçon, Julie! — Ich habe ihn an Anton geliehen, spricht Julie. — Und alsbald begiebt sich Julie in das Wohnzimmer, um sich den Band von Anton zu fordern; Anton rennt in den Pferdestall, um ihn beim Louis zu suchen; Louis hat ihn an Klärchen, die Näherin, verliehen; die Näherin hat ihn ihrer Freundin, der Madame de Saint-Phar, geborgt, und diese borgte ihn wieder an den Oberst; und so findet sich endlich dies zu allem Unglück ausserordene Buch in irgend einem Winkel, aus dem es stolz zur Frau Herzogin wieder aufsteigt, die es nicht unter ihrer Würde hält, es mit ihren Fingern zu berühren und ihre Augen auf dieselbe Stelle und dieselben Zeilen zu heften, wo ihr Lakai, ihre Kammerzofe, ihr Portier, ihre Näherin und Madame de Saint-Phar ihre Finger gehabt und ihre Augen geheftet hatten. So betreibt man bei uns seine Lectüre!

Es ist eine Schande für uns, aber ein Grund mehr für die Belgier, unsere Bücher nicht nachzudrucken. Unsere literarischen Neuigkeiten haben in unserem eigenen Lande so wenig Abgang, daß man sie nicht in Deutschland und England zu Spottpreisen verkaufen dürfte. Es steht also wohl zu hoffen, daß deshalb ein wirksamer Vergleich zwischen Belgien und Frankreich zu Stande komme, der uns von dieser Landplage des Nachdrucks erlösen wird; so daß sie ihren Steinkohlen Eingang verschaffen und uns dagegen unsere Bücher lassen. Die Sache ist um so vortheilhaft, als Belgien wenig dabei verlieren wird. Die Konkurrenz der Brüsseler Buchhändler ist so groß, und sie sind sich alle so nahe, daß sie sich oft unter einander zu verschlingen drohen. Mancher druckt ein bedeutendes Buch nach, welches sich am zweiten Tage, nachdem es ausgegeben, einem anderen Nachdruck seines Nachdrucks gegenübergestellt sieht. Dann wissen sie kaum, was sie mit ihrer Waare machen sollen, sie werfen sie sich an den Kopf und werfen sie Jedem an den Kopf, der sie nur haben will; sie sind wie auf der Gränze Frankreichs ertappt und ergriffen und stehen eben so ruiniert da, als wenn sie selbst die Autoren oder Verleger der Bücher wären, die sie nachgedruckt haben. Das ist der schöne Lohn derer, die vom Nachdruck leben, daß sie am Ende doch nicht mehr Gewinn haben, als der redliche Buchhändler, der sein Geschäft mit gutem Gewissen betreibt.

Ich sprach übrigens meine Meinung ganz unumwunden gegen einen Belgier aus, mit dem ich in der Belgischen Deputirten-Kammer zusammentraf. Dies ist eine ziemlich trübselige und tonlose Deputirten-Kammer. Als ich eintrat, setzte ein Redner der Opposition eben seinen Antrag aus einander, den Minister in Anklagestand zu versetzen. Er donnerte gerade wie Mirabeau; und es handelte sich um nichts, als um einen Pariser Bankrottierer, dessen Auslieferung die Brüsseler Behörden erlaubt hatten. Der Belgische Redner, der

in unserer Sprache redete, machte zugleich, wahrscheinlich durch seinen Eifer fortgerissen, einen gewaltigen grammatischen Schnitzer in seiner Rede; und obwohl dies Jedem in jedem Lande begegnen kann, so war der Fehler doch so lächerlich, daß ich ebenfalls mich nicht enthalten konnte, darüber zu lachen. Ein neben mir stehender Belgier sagte mit halber Stimme zu mir: „Das ist einer unserer größten Redner, mein Herr! Er bildet sich zusehends; und übrigens hat er Recht; das Belgische Gebiet ist ein heiliges Asyl, das man nicht ungestraft verletzen darf!“

„Das gestehe ich“, sagte ich; „wenn man sich zur guten Zeit eines Bankrottierers versichert, so sehe ich nicht ein, was das für ein großes Unglück seyn soll.“ — Und als der Redner seinen Discours geendet hatte, nahm ich den meinigen wieder auf. — „Einen einzigen Fall ausgenommen, mein Herr!“ fuhr ich zu dem Belgier fort; „den Fall, wo der Bankrottierer ein Schriftsteller oder Buchhändler ist; denn diese Leute seyd Ihr nicht nur verpflichtet, gegen ihre Gläubiger zu schützen, sondern sie auch auf Kosten des Staates zu unterhalten und mit Blumentronen zu schmücken; denn Ihr seyd es, durch die sie ruiniert worden sind! — Und im Ernst, ich frage Euch, ob es nicht ein Akt der Gerechtigkeit seyn würde, wenn Ihr mitten unter den zahlreichen Hospitälern, Hospizien, Klöstern und anderen Zufluchtsstätten, von denen die Stadt Brüssel voll ist, ein großes Monument errichtetet, mit folgender in Goldbuchstaben geschriebener Inschrift:

Hospital.

Den Französischen Buchhändlern und Schriftstellern,
Die dankbare Stadt Brüssel.“

Bibliographie.

Une destinée. — Roman, von A. Roche und L. Jaminier. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Distraction. — Roman, von Ferd. Flocon. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

England.

Das Schachspiel, von psychologischem Standpunkt betrachtet.

Manche wollen den Charakter des Menschen aus seiner Gesichtsbildung enträtheln, Andere prüfen die Hirnschale, noch Andere gar die Handschrift der Leute. Was uns betrifft, so halten wir uns an das Schachspiel. Wir glauben, den Charakter, die Geisteskräfte, die vorherrschenden Leidenschaften besser entdecken zu können, wenn wir mit Jemand Schach ziehen, als wenn wir Lavater, Spurzheim und Deville zusammen studirt hätten. Es ist dies die „sprechende Grammatik des menschlichen Herzens“, und einige Fortschritte in der Kunst, die Menschen nach der Art, wie sie Schach spielen, zu beurtheilen, dürften bald dem Diplomaten, dem praktischen Juristen, dem Polizeidirektor u. s. w. unerläßlich seyn. Auch versprechen wir uns davon die heilsamsten Ergebnisse für Beförderungen bei Militair und Marine, für das häusliche Leben u. s. w.

Da uns noch nicht vergönnt ist, etwas Ausführlicheres über diese wichtige Materie zu schreiben, so halte man sich einstweilen an folgende Regeln:

Wenn Du, geneigter Leser, zum Spielen Dich niedersehest, so nimm Kenntniß davon, in wie weit Dein Gegner sich damit befaßt, die Mannschaft zu ordnen, oder ob er die ganze vorläufige Anordnung Dir überläßt. Thut er das Letztere und läßt Dich einen guten Theil seiner eigenen Leute aufstellen, so kannst Du überzeugt seyn, daß er von sich glaubt, er sey etwas zu gut für Dich, und daß er sich selbst sehr hoch anschlügt. „Die Seele hat kein Geheimniß, das unser Benehmen nicht offenbarte; die Eigenliebe ist der größte Schmeichler.“

Manche Spieler machen ihre Operationen sehr rasch, nicht bloß am Anfang, sondern durch's ganze Spiel. Sie thun zuweilen gute Züge und immer viele schlechte. In der kritischsten Lage, wie in der sichersten, besinnen sie sich nur einen Augenblick. Solche Menschen kommen nur durch Glück in der Welt fort — sie sind rasch in ihren Unternehmungen, unsicher in der Ausführung. Gehe nicht viel mit ihnen um. Da sie keine Kontrolle dulden und wegen der Folgen unbekümmert sind, können sie Dir verderblich werden. Der rascheste Spieler, den wir jemals kennen lernten, war ein Spanischer Emigrant. Alle Spanier spielen rasch. Ihr National-Charakter ist ungestüm. „Gesagt, gethan.“

Wenn ein Gegner, von dem Du weißt, daß er Dir weit nachsteht, bei seinem Spiele mit Dir nichts vorgegeben haben will und doch jeden Augenblick, so oft er durch einen schlechten Zug einen Stein Dir blockt, diesen Zug zurücknimmt, so halte ihn für eine nichtsnußige gemeine Seele. Er ist fähig, die Ausprüche weiser Männer für die seinigen auszugeben; er wird der unverschämteste literarische Dieb werden, geborgtes Geld nicht zurückgeben u. s. w. Mache Dir nichts mit ihm zu schaffen. „Der Hochmuth will nicht schuldig seyn, und die Eigenliebe will nicht bezahlen.“ (Roche-foucauld.)

Ein Schachspieler, der, wenn er die Offensiv hat, sein Spiel immer an der Seite der Königin eröffnet, kann im Allgemeinen für einen Menschen von wenig Geist und Erfindungskraft gelten. Er ist ein schlechter Gesellschafter, hat ein schwaches Temperament, und sein politischer Glaube ist aus der alten Zeit. Viele alte Hagestolze machen es so, doch keinesweges die Hagestolze allein. „Der hat das Pulver nicht erfunden.“

Wenn Dein Gegner schachmatt geworden oder unversehens einen entscheidenden Schlag erhält und sofort dem Breite einen Stoß giebt, daß die ganze Mannschaft auseinanderfährt, so streite mit solch einem

*) Nach dem, was Jamin hier und im Folgenden sagt, scheint es wirklich, als hätten die Franzosen sehr auch in dieser Hinsicht angefangen, zu a e r m a n i s i r e n t!

Menschen nicht über Politik, Religion oder das schöne Geschlecht, sonst fällst Du unter der Hand eines Duellanten. Genus irritabile.

Ein gewandter Schachspieler, der Dich immer damit in Versuchung führt, daß er Steine preisgibt, um seinen Zweck zu erreichen, der Deine Mannschaft immer einzuschließen sucht, auf den Abzug und auf doppeltes Schach ausgeht, der wird auch im Spiel des Lebens Kniffe von dieser Art versuchen. „Bon avocat, mauvais voisin.“

Wenn Dein Gegner beim Angriff sich auf den Gambit versteht; wenn ein geschickter Widerstand ihn nicht außer Fassung bringt; wenn er in seinen Plänen tief, in der Ausführung entschieden ist und Dich durch seine klugen Manöver vom Anfang bis zum Ende in Spannung hält, so wird er gewöhnlich in der Welt sein Glück machen oder ein reicher Mann werden, ohne daß er einen Schilling in der Tasche hat. Er wird einen guten militärischen Taktiker, einen scharfsinnigen Advokaten abgeben, Betrügerei und Scheinheiligkeit leicht entdecken und jedes Gegenstandes, dem er nachstrebt, sich bemächtigen.

Ein unentschlossener Charakter kann sich durch wenige Züge vertragen. Unentschlossenheit und Bedachtsamkeit dürfen nicht miteinander verwechselt werden; die letztere ist dem guten Schachspieler natürlich und ein Akt der Urtheilskraft; die erstere zeugt von einer gewissen Unvollkommenheit der geistigen Fähigkeiten und ist ihrem freien Gebrauche hinderlich. Sie entsteht aus Mangel an Concentration der Ideen, aus einer Schwäche oder Abspannung des geistigen Vermögens. Mit solchen Leuten irgend einen Verkehr haben, besonders aber, etwas mit ihnen gemeinschaftlich unternehmen, ist ein positiver Nachtheil, und unsere Interessen in ihre Hände legen, birgt so viel, als dieselben zu ihrer Verfügung stellen. Deliberat Roma, perit Saguntum.

Spieler, die nach einer Niederlage brummen und verdrießlich werden, sind zwar oft leidliche Spieler, können aber niemals Widerspruch ertragen. Dieser Fehler findet sich besonders bei älteren Leuten, und oft werden diese einem jungen Manne, dessen Ueberlegenheit im Schach sie einmal gefühlt, lieber weit aus dem Wege geben, als sich von ihm Revange geben lassen. Solche Leute bringen, wenn sie matt geworden sind, eine Nacht ohne Schlaf zu und erheben sich mit Kopfschmerzen von ihrem Lager.

Der gute Spieler macht von allen seinen Hülfsmitteln einen ökonomischen Gebrauch; er läßt nie einen Vorteil vorbeigehen, den er möglicher Weise haschen kann, und verschmäht auch den kleinsten Gewinn nicht. Solche Leute sterben reich. Ein Spieler, dem sein Glück nicht am Herzen liegt, und der seine Vorteile verschwendet, wird auf seiner Lebensreise Ungemach erleiden, um dessen willen er dann die Vorsehung anklagt. Kein Schachspieler, der durch unredliche Mittel oder durch Hestigkeit siegen will, kann ein rechtschaffener Mann seyn. Ein Mann von achtungswürdigem Charakter wird lieber einen unbedeutenden Vortheil opfern, als den Eindruck bei seinem Gegner hinterlassen, daß es ihm an Liberalität und Höflichkeit fehle. Das Ziel des Schachspielers ist allerdings, sein Spiel zu gewinnen; eine gewisse ebrerbietige Selbstbeschränkung darf aber nie außer Augen gelassen werden. Wer diese allgemeingültige Regel verletzen kann, wird nicht bloß sein Erstgeburtrecht, sondern auch sein Gewissen um ein Gericht Linsen verhandeln; ist er ein Fuchs, so regiert er mit Folter, Schrecken und Bestechlichkeit; ist er Unterthan, so wird er kein Mittel verschmähen, um seine Lieblingspläne durchzuführen und aller Moralität froch die Stirn bieten. (N. M. M.)

Bibliographie.

The history of Herodotus. (Herodots Geschichte.) Mit Anmerkungen, von A. Negris. 2 Bde. Pr. 12 Sh.

Twenty minutes advice on the eyes. (Der Augenarzt für Jedermann.) Pr. 1½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Beitrag zur Förderung der Welt-Literatur. Wir sind mit einem Plane zur Förderung dieser Idee bekannt gemacht worden, der in doppelter Hinsicht merkwürdig ist, sowohl um seiner selbst, als um des Mannes willen, der ihn ins Leben setzen will. Es ist bisher immer nur von einem geistigen Austausch der Völker und Länder die Rede gewesen, deren gegenseitiges Aufeinanderwirken und Sichdurchdringen denjenigen gemeinsamen Berührungspunkt bildet, welchen wir Welt-Literatur nennen. Aber auch ein materieller Austausch liegt nahe und scheint, wenn auch minder allgemein in seinen Beziehungen, doch um so praktischer und von handgreiflicherem Erfolge. Das Material zu einem solchen Austausch ist zunächst in den zahlreichen öffentlichen Bibliotheken gegeben, die sich in allen Ländern finden, welche an dem Europäischen Literatur-Verbande Theil nehmen. Jede dieser Bibliotheken besitzt gewöhnlich eine Anzahl Doubletten, besonders solcher Werke, die im eigenen Lande erschienen sind, oft aber auch der schätzbaren Inkunabeln; und wenn die letzteren auch darum, daß sie doppelt und mehrfach da sind, nicht minder schätzbar bleiben, so würde doch ihr Werth noch unendlich gesteigert werden, wenn sie gegen andere derselben Bibliothek etwa fehlende seltene Werke ausgetauscht werden könnten. Minder wertvolle Doubletten würden aber der Bibliothek, die sie besitzt, erst durch eine solche Verwendung von irgend einem Nutzen seyn, während sie jetzt höchstens zur Gewinnung, nicht sowohl von Geld als von Raum, auf Auktionen losgeschlagen werden können. Es fragt sich nun, wie ein solcher Austausch herzustellen wäre? Den Plan dazu hat ein Mann entworfen,

der im wahrsten Sinne des Wortes ein Polyglottos zu nennen ist, denn so viele Zungen wie er und so kunstvoll wie er weiß wohl kein Anderer zu reden. Herr Alexander nämlich, der jetzt hier anwesende „vieligewandte, der vieler Menschen Städte gesehn und Sitten erkannt“, und der überall, wo ihn sein Europäischer Ruf bisher hingeführt, nicht bloß auf dem Theater, sondern auch in den Bibliotheken gastirte, hat dem Französischen Minister des Innern, so wie Herrn van Praet, dem berühmten Bibliographen und Aufseher der Königl. Bibliothek in Paris, den Plan vorgelegt, wie mit Hilfe von regelmäßig zu erneuernden genauen Verzeichnissen aller doppelt und mehrfach in den öffentlichen Bibliotheken vorhandenen Werke — welche Verzeichnisse übrigens die ersten gegenseitig auszutauschenden Bücher seyn sollen — ein Austausch der Art mit großem Nutzen einzuleiten wäre. Bereits hat sein Plan bei den betreffenden hohen Behörden in Wien und München, an welchem letzteren Orte namentlich die Hof- und Central-Bibliothek nahe an 200,000 Doubletten besitzen soll, den lebhaftesten Anklang gefunden, und die zahlreichen Zuschriften, die Herr Alexander von mehreren berühmten Deutschen Gelehrten, namentlich von Hermann in Leipzig, Böttiger in Dresden u. A. erhalten hat, beweisen hinlänglich, daß sein lobenswerthes Streben bereitwillig und theilnehmend anerkannt wird. Wir halten diese Idee einer allgemeineren Beachtung nicht unwert und zweifeln gar nicht an der Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Ja, der Plan des Herrn Alexander scheint um so vielversprechender, als wie er es darstellt, auch Privat-Bibliotheken, so wie Sammlungen von Münzen, Gemmen und anderen Kunstgegenständen, an dem allgemeinen Austausch würden Theil nehmen können.

— Ankündigungen von Büchern unter der Presse. Die Bibliographie der Werke unter der Presse würde ein seltsames Kapitel zur Geschichte unserer literarischen Sitten liefern. Es hat in der Literatur immer einen handschriftlichen und einen gedruckten Ruhm gegeben. Haben wir nicht noch Familien-Dichter, deren züchtige und unberührte Werke während der ganzen Zwischenzeit zweier Geburtstage leben? „Wenn mein Onkel, mein Bruder, mein Sohn“, hört man oft sagen, „sich drucken lassen wollte, wie viel klassische oder romanische Gestirne würden nicht auf dem Parnass erleichen! Aber er ist zu bescheiden, und höchstens macht er dem Journal des Departements ein Geschenk mit einigen Versen.“ Heil jenem bescheidenen Ruhm, der sich mit der Dilation des väterlichen Herdes und mit dem Beifall der Picnicks begnügt. — In Paris haben wir noch eine andere Gattung von Ruhm in spe, nämlich die oft etwas lästig werdende Eitelkeit der Verfasser angenommener Stücke. Der Verfasser eines angenommenen Stückes, und wäre es auch nur ein Viertel Vaudeville, reißt sich schon unter die Notabilitäten, oder wenigstens unter die Präensionen des Tages. Man muß sehen, mit welcher Zuversicht er in das Bureau eines Journals oder einer Revue eintritt, mit welchem Erstaunen er es höchst auffallend findet, daß man seinen Artikel nicht mit demselben Eifer aufnimmt, wie das dramatische Comité sein Stück. Dann muß man hören, wie er in einem Salon oder Café oder im Parterre den Erfolg eines neuen Stückes beurtheilt, wie er den Direktor wegen der Kosten und die Schauspieler wegen der Mühe des Einlernens bedauert. Selbst ein Meisterwerk, wenn es heutzutage noch Meisterwerke gäbe, würde den Fehler haben, daß es vor dem feintigen gegeben worden ist; denn nach einigen Monaten folgt die Ungebuld der Freude des todgeborenen Cornelle. Zwanzig Tragödien sind schon über den Leichnam der feintigen dahin geschritten, hundert Vaudevilles haben sein Vaudeville hinter sich gelassen. Wir kennen dramatische Schriftsteller, welche seit funfzehn Jahren von der Ehre eines angenommenen Stückes leben. Glückliche Schriftsteller, die funfzehn Jahre lang ungestört von Ruhm träumen konnten. — Endlich hat auch die Publizität, welche die bezahlten Anzeigen der Journale den Katalogen der Buchhändler verleihen, den Schriftstellern und der Presse eine Wichtigkeit verschafft. Die Geschichte unter der Presse, die Erzählung unter der Presse, der Roman unter der Presse, sind Certifikate der Berühmtheit geworden. Auch dieser lange im Kreifen begriffene Ruhm, der von der Laune des Buchhändlers und von der Thätigkeit des Druckers abhängt, ist ein schöner Ruhm. Wie schmeichelhaft ist die Erwartung des Publikums, welche unseren Plan aus einem Worte, aus dem Titel zu errathen sucht. Auch beeilen wir uns, ein Buch, das wir noch machen wollen, als unter der Presse befindlich zu verkünden. Das neugierige Publikum darf nicht etwa glauben, daß ein Werk unter der Presse stets bedeute, daß die Handschrift dem Buchhändler oder gar dem Drucker schon übergeben sey. Es befinden sich manche Werke unter der Presse, von denen kaum die erste Seite schon geschrieben, und andere, deren Titel nur zwischen dem Buchhändler und dem Verfasser verabredet worden ist. Dieser kleine Charlatanismus ist sehr unschuldig, wenn es überhaupt stets Charlatanismus genannt werden kann, daß wir wünschen, das Publikum möge sich mit unseren Werken beschäftigen, noch ebe sie erscheinen. Ein ernstes Werk kann im Gegentheil gewinnen, wenn es vorher angezeigt wird. In England ist es seit langer Zeit Sitte, daß ein Schriftsteller anzeigt, er gedente diesen oder jenen geschichtlichen Stoff zu bearbeiten; seine angekündigte Idee wird sodann sein Eigenthum. Seine Kollegen suchen nach anderen Seiten; und zugleich ergibt dadurch eine allgemeine Einladung an alle unterrichtete Personen, sich auf mehr oder weniger direkte Weise einer nützlichen Idee zuzugesellen, indem sie dem Verfasser Quellen nachweisen, aus denen er schöpfen kann, oder ihm Materialien und Aktenstücke zu seinem Werke verschaffen. In dieser Hinsicht freilich ist die Anzeige der Werke, welche erst Werke werden sollen, sehr nützlich und wünschenswerth. (R. d. P.)